

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 18 (1928)

**Heft:** 43

**Artikel:** Die Tat der Maria Beldamer [Fortsetzung]

**Autor:** Martin, Kurt

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-647665>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Die Mütter.

Von Otto Frei.

Eines freien Nachmittags geschieht es mir, daß ich von der lauten menschenwimmelnden Straße abkomme und in den schattigen Gartenanlagen auf der Anhöhe für eine besinnliche Weile die Einsamkeit suche.

Und ich finde sie.

Aber gleich begegnet mir, mit seiner ganzen Türe und Rätselhaftigkeit, auch wieder das Leben. Und hört, wie.

Mitten durch den Park geht ein langer, schnurgerader, aber dennoch schöner und unendlich kurzweiliger Weg. Wer auf diesem Weg dahinwandelt, dem ist fast, als ob er vom einen Ende der Welt zum andern wandere...

Wie ich nun so dastehe und um mich blicke, kommt von der einen Seite her mit langsamem Schritt eine große, etwas müde, aber blumig heitere Frau. Sie schiebt einen breiten Doppelfinderwagen vor sich hin, und ich spüre deutlich, wie sie im Näherkommen eine seltsam liebliche Sonnigkeit um sich verbreitet, eine Sonnigkeit, die weit im Umkreis aufblinkt und sich wie Tau und Gold über die schlummernden Zwillinge im Doppelfinderwagen legt.

Zu gleicher Zeit kommt von der andern Seite her eine andere Mutter, eine dunkel gekleidete, blassie, stille Frau. Tief vornübergebeugt, führt sie mit vieler Mühe und unendlicher Hingabe ein Kind an beiden Händen, ein Kind, das schon ordentlich groß und bei Jahren ist, aber noch nicht gehen kann, immer noch nicht gehen kann. Auch um diese Mutter verbreitet sich, wie sie näher kommt, etwas wie der Odem einer grenzenlosen Liebe; aber es ist etwas Gebrochenes, etwas Zerflüchtetes und Hoffnungsloses in dieser Liebe.

Nun kommen die beiden Mütter, langsam und mit zögernden Schritten, einander näher und näher.

Ich trete zur Seite und halte den Atem an.

Und jetzt — jetzt stehen sie sich gegenüber und fassen einander ins Auge. Einen Augenblick lang ist mir, es müsse irgendwo ein Blick aus einer Wolke fahren.

Und nun blickt die eine still auf das arme halbblähmte Krüppelchen der andern, und die andere blickt noch viel stiller auf die beiden so muntern kleinen Schläfer der einen...

„Fort!“ schreit etwas in mir, „hier ereignet sich etwas Furchtbares.“

Aber ich sehe noch, wie die beiden Mütter einander die Hände reichen; wie die eine lächelnd vom Weh der andern, wie die andere lächelnd von der Freude der einen ein Teil nimmt; und da weiß ich, daß sich hier nichts Furchtbares, sondern etwas über alle Sagen Erhabenes zugetragen hat: Liebe über sich selbst hinaus.

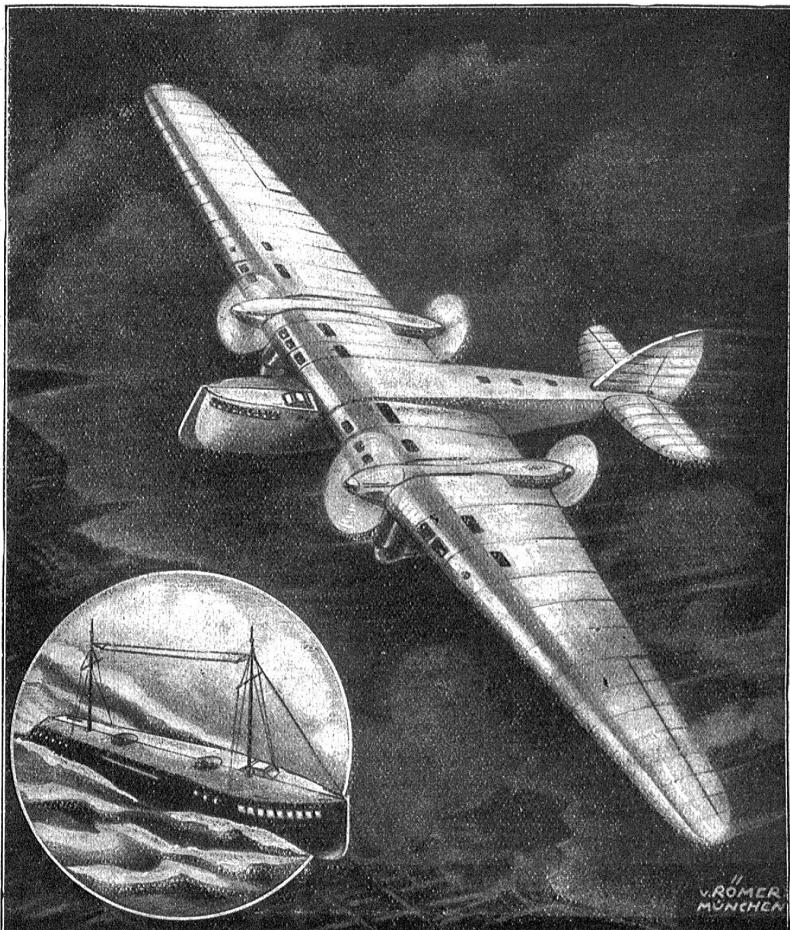
## Die Tat der Maria Beldamer.

Roman von Kurt Martin. (16. Fortsetzung.)

14.

Stein fuhr noch am gleichen Tage nach Hamburg und suchte die Bankstelle auf, bei der das Haus Hombrecht sein Konto hatte.

Er wurde zu dem Direktor geführt und dieser empfing ihn außerordentlich liebenswürdig. Als er Reinhard Hombrechts Schreiben gelesen hatte, klingelte der Direktor und gab Anweisung, die eingelösten Hombrechtschen Scheine herbeizubringen.



Transatlantik-Projekt von Louis Blériot mit ablösbarem Rettungsboot. Im Kreis das mit drahtloser Sende- und Empfangsanlage versehene Boot in Fahrt.

„Es freut mich im Interesse des toten Herrn Hombrecht, daß Sie sich für die Angelegenheit interessieren, Herr Kommissar. Ich kann mir nicht helfen, mir kommt es so vor, als sei da, kurz vor der Ermordung, ein schlimmes Spiel mit Hombrecht getrieben worden. Ich riet bereits einmal Reinhard Hombrecht, die Angelegenheit untersuchen zu lassen. Er konnte sich jedoch nicht dazu entschließen. Ebenso war es mit Herrn Braun, dem Prokurranten des Hauses Hombrecht. Der wehrte ebenfalls meine Zumutung ab.

Ja, wir gerieten sogar ein wenig in Streit; denn er ward recht heftig und sagte mir, ich solle doch die Privatangelegenheiten seines Chefs nicht jetzt, nach dessen Tode, in die Öffentlichkeit ziehen wollen, das sei taktlos von mir, und er wisse am besten, daß die Angelegenheit in Ordnung ginge. — Da fügte ich mich eben. Aber sonderbar kommt es mir vor. Ich kannte Hombrecht ja sehr gut. Er war nicht der Mann, der ein Vermögen so unüberlegt hinauswarf. Und in so kurzer Zeit! Ich bitte Sie — 115,000 Mark! Mir kamen schon die ersten Abholungen sonderbar vor. Ich wollte aber Hombrecht nichts sagen, wenigstens nichts vor der nächstfälligen Monatsabrechnung. Als dann der große Scheck über 60,000 Mark vorgelegt wurde, rief ich selbst bei Hombrecht an, und Herr Braun, der am Apparat war, versicherte mir, Hombrecht habe mit ihm schon von dem Scheck gesprochen, das Papier ginge in Ordnung, wir sollten den Betrag unbedingt auszahlen, sein Chef würde sonst sehr unbehaglich sein. — Wir zahlten den Scheck aus. Leider konnte ich dann Hombrecht nicht mehr um diese Scheckangelegenheit befragen. Auf jener Fahrt nach Hamburg wurde er ermordet.“

„Sonderbar!“

„Ja! Ein sonderbares Zusammentreffen.“

„Und Sie trauten diesen Scheids nicht recht?“

„Den Scheids schon. Aber ich bin mir nicht recht klar über den Grund, weshalb Hombrecht diese enorme Summe ausgab. Es macht mir den Eindruck, als ob er nicht aus freiem Willen, sondern irgendwie gezwungen, genötigt, oder in einem Rauschzustand die Papiere unterschrieb. — Diese Frau muß einen riesigen Einfluß auf ihn ausgeübt haben!“

„Das ist wohl anzunehmen. Sagen Sie diese Jutta Bennor einmal?“

„Ja. Als sie den letzten Scheid abhob. Sie ward sehr ungehalten, als wir erst telephonierten. Da rief mich der Kassierer. Es blieb mir nichts übrig, als mich bei ihr zu entschuldigen.“

„Fiel Ihnen irgend etwas an der Frau auf?“

„Sie trug eine Brille mit gelben Gläsern. — Ich glaube aber, sie trug die Brille nur, um weniger gut erkannt zu werden. Sie machte beim Nachzählens des Geldes einen recht unbeholfenen Eindruck, so als ob das gelbe Glas vor den Augen etwas Ungewohntes für sie sei.“

„Die Adresse der Dame ist Ihnen unbekannt?“

„Vollkommen!“

Ein Bureaudienner trat ein und reichte dem Direktor die Formulare. Der blätterte sie durch und gab dann Paul Stein fünf Scheckblätter.

„Das sind sie. Bitte!“

Paul Stein hielt die Scheids in der Hand. Sie waren alle fünf mit der Schreibmaschine ausgefüllt und von Hombrecht unterzeichnet. Alle fünf trugen auf der Rückseite den Namenszug Jutta Bennors in schlecht leserlicher Handschrift. Dann fiel Stein noch etwas auf. Auch diese Scheids zeigten bei der sie ausfüllenden Maschinenschrift die Merkmale des in der Kopie vorliegenden Hombrechtschen Drohbriefes und des anonymen Briefes an den Untersuchungsrichter; unauffällig zwar, und für den Laien wohl gar nicht bemerkbar: den Linkshändertyp.

Er fragte: „Fertigte Hombrecht seine Scheids selbst aus?“

„Diese hier wohl. — Seine geschäftlichen Scheids wurden ihm selbstverständlich ausgefüllt zur Unterschrift vorgelegt. Die Ausfüllung wird wohl der Prokurist oder ein Buchhalter besorgt haben.“

„Kann ich einmal einige andere Scheids sehen?“

„Bitte ja, hier.“

Stein hielt etliche andere Hombrechtsche Scheckformulare in der Hand, alle mit der Maschine ausgefüllt, an diesen und jenen gerichtet, alle mit Hombrechts eigenhändiger Unterschrift versehen.

Er fragte: „Der Prokurist unterzeichnet keine Scheids?“

„Nein. Hombrecht war da eigen. Er wünschte, jeden Scheid erst zu sehen, ehe er aus dem Hause ging. Herr Braun und auch sein Vorgänger unterzeichneten nie einen Scheid.“

„So so!“

Und Paul Stein fand, daß alle die anderen Scheids die Merkmale des Linkshändertyps nicht zeigten. Er verglich die Papiere eingehend miteinander, immer wieder. „Liegen Ihnen nicht irgendwelche andere Scheids vor, die Herr Hombrecht selbst ausgesertigt hat?“

„Handschriftliche Scheids schon. Hier zum Beispiel.“

„Ach so! — Ja. — Sonderbar, daß Hombrecht die Scheids für Jutta Bennor mit der Maschine ausfüllte.“

„Ja, das sagte ich mir auch schon.“

„Er hat sie also vermutlich bereits in seinem Bureau angefertigt. Dann hat er aber auch mit Überlegung gehandelt und diese Scheids nicht in einer Stunde des Rauses ausgefüllt.“

„Eben, eben. — Andere Scheids Hombrechts, — die er selbst ausfüllte, — sind in allen Teilen handschriftlich ausgesertigt. — Und diese fünf in Maschinenschrift.“

„Haben Sie irgendeine mit der Maschine geschriebene Mitteilung Hombrechts da?“

„Von ihm selbst geschrieben? Ich glaube kaum. Er diktirte alles.“

„Wer schrieb die Briefe nach seinem Diktat? Wissen Sie das zufällig? Der Prokurist?“

„Nein. Er hatte einen Korrespondenten, der dies besorgte.“

Stein prüfte die Scheids immer noch mit der Lupe. „Da wimmelt es von Fingerspuren. — Die sind durch eine Menge Hände gegangen.“

„Ja. Die hat hier der und jener in den Händen gehabt. Hofften Sie, eine Fingerspur zu finden, die für Sie von Wert wäre?“

„Das nicht gerade. — Ich werde diese Scheids mit mir nehmen und nochmals sorgfältig untersuchen.“

„Bitte! Es würde mich auf alle Fälle interessieren, von Ihnen später zu erfahren, ob Sie irgendwie zu einer Feststellung gelangt sind.“

„Ich werde Sie gern verständigen, Herr Direktor.“

„Sie trauen den Scheids selbst nicht recht?“

„Ich will unbedingt versuchen, Jutta Bennor aufzufinden.“

„Und dann?“

„Dann wird sie mir ja den Sachverhalt erzählen.“

„Ob sie sich finden lassen wird?“

„Das hoffe ich. — Könnte ich jetzt den Portier sprechen?“

Der erinnerte sich sogleich gut der Dame mit der gelben Brille. „Ja, die kam wohl an die sechsmal hierher.“

„Zu Fuß?“

„Nein, stets mit einem Mietauto.“

„Wartete das Auto?“

„Ja.“

„Wo fuhr sie dann hin? Hörten Sie eine Adresse?“

„Sie rief stets: „Zum Hauptbahnhof!“

„Kam sie immer mit dem gleichen Wagen?“

„Nein. Es war wohl jedesmal ein anderer.“

„Ist Ihnen einer der Chauffeure bekannt?“

„Einer wohl. Der, mit dem sie das letzte Mal kam.“

„Wie heißt der?“

„Claus Unger. Seine Wohnung weiß ich nicht. Aber seine Kraftdrosche hat die Nummer 319.“

„So so, 319. Die Dame fuhr da auch wieder zum Bahnhof? Sagte Ihnen der Chauffeur nicht, woher er kam?“

„Wenn ich mich recht erinnere, sagte er, er komme vom Bahnhof.“

„Gut. Das genügt mir.“

Stein begab sich zum Bahnhof und erkundigte sich dort nach der Kraftwagendrosche 319 und ihren Führer Claus Unger. Er erfuhr, daß der Gesuchte am Morgen am Bahnhof einen Fahrgäst gefunden habe, mit dem er erst lange verhandelte und mit dem er dann fortgefahren sei. Wann er zurückkommen würde, wußte niemand.

Da fragte er auf das Gerede wohl andere Chauffeure, die mit ihren Wagen auf dem Bahnhof hielten, ob sie sich erinnerten, vor einigen Monaten einmal eine junge Dame, die eine Brille mit gelben Gläsern trug, vom Bahnhof zu einer Bank gefahren zu haben. Erst schien sich keiner zu erinnern. Doch dann rief einer:

„Ja, das stimmt! Ich fuhr einmal eine Dame, die eine derartige Brille trug. Anfang Oktober muß das gewesen sein. Die hat damals ein Taschentuch in meinem Wagen liegen lassen. Ich hab's noch in meiner Wohnung.“

Stein nickte kurz entschlossen. „Deshalb fragte ich nach der Dame. Ich bin von ihr beauftragt, das Taschentuch ihr zu überbringen. Wir wollen sogleich zu Ihnen fahren.“

Der Führer zögerte. Stein drängte: „Kommen Sie! Ich bezahle natürlich die Fahrt.“

Da öffnete der Mann dienstbereit den Wagenschlag.

„Dann ist es etwas anderes. Bitte!“

(Fortsetzung folgt.)